

Die Schwertkämpferin

Maxine Hong Kingston

Die Schwertkämpferin

Aus dem Englischen von Gisela Stege



Matthes & Seitz Berlin

Für meine Mutter und meinen Vater

Frau Ohnenamen

»Was ich dir jetzt erzähle, darfst du niemandem weiter-sagen«, begann meine Mutter. »Dein Vater hatte in Chi-na eine Schwester, die sich umbrachte. Sie sprang in den Hausbrunnen. Wir sagen immer, dein Vater hätte nur Brüder gehabt, da es so ist, als wäre sie nie geboren.

Im Jahre 1924, einige Tage, nachdem in unserem Dorf siebzehn Schnelltrauungen stattgefunden hatten – um sicherzugehen, dass jeder junge Mann, der ›in die weite Welt zog‹, genügend Verantwortungsbewusstsein entwickeln und heimkehren würde –, gingen dein Vater und seine Brüder, dein Großvater und seine Brüder und der frischgebackene Ehemann deiner Tante nach Amerika, zum Gold Mountain, dem Goldberg. Es war die letzte Reise deines Großvaters. Jene, die das Glück gehabt hatten, Arbeitsverträge zu bekommen, winkten zum Abschied von den Decks. Sie versorgten und beschützten die blinden Passagiere und halfen ihnen in Kuba, New York, Bali oder Hawaii von Bord. ›Nächstes Jahr sehen wir uns in Kalifornien wieder‹, versprachen sie. Alle schickten sie Geld nach Hause.

Ich erinnere mich daran, wie ich deine Tante eines Tages, als wir uns beide ankleideten, beobachtete; bisher hatte ich noch nie bemerkt gehabt, dass sie einen so vorgewölbten Melonenbauch hatte. Aber ich dachte nicht: ›Sie ist schwanger‹; das dachte ich erst, als sie allmählich wie andere schwangere Frauen auszusehen begann, als

sich ihr Hemd hochschob und die weißen Ränder ihrer schwarzen Hose sehen ließ. Denn sie konnte ja gar nicht schwanger sein – ihr Mann war schon seit Jahren fort. Niemand sagte etwas darüber. Wir sprachen nicht davon. Im Frühsommer war sie bereit, das Kind zu bekommen – lange nach dem Zeitpunkt, an dem es noch plausibel gewesen wäre.

Auch die Dorfbewohner hatten die Tage gezählt. In jener Nacht, in der das Kind zur Welt kommen sollte, überfielen sie unser Haus. Einige weinten. Wie eine große Säge, deren Zähne mit Lichtern besetzt waren, wanderten lange Menschenschlangen im Zickzack über unser Land und rissen die Reispflanzen aus. Ihre Laternen verdoppelten sich in dem aufgewühlten schwarzen Wasser, das den geborstenen Teichen entsickerte. Als die Dorfbewohner näher rückten, sahen wir, dass einige von ihnen, vermutlich jene Männer und Frauen, die wir gut kannten, weiße Masken trugen. Diejenigen mit langen Haaren verbargen ihr Gesicht dahinter. Frauen mit kurzen Haaren hatten sich so frisiert, dass die Enden emporstanden. Manche hatten sich weiße Stoffstreifen um Stirn, um Arme und Beine gewunden.

Zuerst schleuderten sie Erd- und Steinbrocken auf das Haus. Dann bewarfen sie es mit Eiern und schlachteten unser Vieh. Wir konnten die Todesschreie der Tiere hören: der Hähne, der Schweine, ein letztes, gewaltiges Brüllen des Ochsen. Wild verzerrte, vertraute Gesichter erschienen an unseren Nachtfenstern; die Dorfbewohner umzingelten uns. Einige machten kurz halt, um uns anzustarren; ihre Augen wanderten umher wie Suchscheinwerfer.

Die Hände, flach an die Scheiben gedrückt, die Gesichter einrahmend, hinterließen rote Spuren.

Obwohl wir die Türen nicht verschlossen hatten, brachen die Dorfbewohner gleichzeitig Vorder- und Hintertür auf. Von ihren Messern tropfte das Blut unserer Tiere. Sie schmierten es an Türen und Wände. Eine Frau schwang ein Huhn, dem sie die Kehle aufgeschlitzt hatte, sodass das Blut in roten Bögen umherspritzte. Wir standen, umgeben von den Bildern und Tischen unserer Ahnen, im Mittelpunkt des Hauses, dem Familiensaal, und blickten starr geradeaus.

Zu jener Zeit bestand das Haus nur aus zwei Flügeln. Unmittelbar nach der Rückkehr der Männer sollten zwei weitere angebaut werden, um unser Hofgeviert zu schließen, und dann ein dritter als Anfang eines zweiten Hofes. Durch beide Flügel, selbst durch die Zimmer deiner Großeltern, stürmten die Dorfbewohner auf der Suche nach dem Zimmer deiner Tante, das bis zur Rückkehr der Männer auch das meinige war. Von unserem Zimmer aus sollte ein neuer Flügel für eine der jüngeren Familien seinen Anfang nehmen. Sie zerrissen die Kleider und Schuhe deiner Tante, sie zerbrachen ihre Käämme und zermalmten sie mit den Absätzen. Sie rissen die Wolle vom Webstuhl. Sie zertraten das Herdfeuer und wälzten die angefangene Weberei darin herum. Wir hörten, wie sie in der Küche unsere Schüsseln zerbrachen und auf unsere Töpfe einschlugen. Sie stürzten die großen, hüft-hohen Tonkrüge um; Enteneier, eingelegte Früchte und Gemüse rollten heraus und vermischten sich zu ätzenden Strömen. Die alte Frau vom Nachbarfeld fegte mit einem

Besen durch die Luft und ließ die Besengeister über unseren Köpfen los. ›Schwein!‹, ›Geist!‹, ›Schwein!‹, schluchzten und schimpften sie, während sie unser Haus verwüsteten.

Als sie abzogen, nahmen sie Zucker und Orangen mit, um sich zu belohnen. Sie schnitten Fleischstücke aus den toten Tieren. Einige von ihnen nahmen die Schüsseln mit, die nicht zerbrochen, die Kleider, die nicht zerrissen waren. Hinterher fegten wir den Reis zusammen und nähten ihn wieder in Säcke ein. Doch der Geruch von den verschütteten Konserven blieb. In jener Nacht gebar deine Tante im Schweinestall ein Kind. Als ich am nächsten Morgen Wasser holen wollte, sah ich, dass sie und das Baby den Hausbrunnen verstopften.

Dein Vater darf niemals erfahren, dass ich dir dies alles erzählt habe. Er verleugnet seine Schwester. Nun, da deine Menstruation eingesetzt hat, könnte dir das, was ihr zugestoßen ist, ebenfalls widerfahren. Mach uns keine Schande. Du willst sicher nicht vergessen werden, als wärst du nie geboren. Die Dorfbewohner sind wachsam.«

Wenn sie uns über das Leben belehren wollte, erzählte meine Mutter uns Geschichten, die so ausgingen wie diese: Geschichten zum Erwachsenwerden. Sie erprobte unser Vermögen, die Realität zu erkennen. Jene der Emigrantengeneration, die sich in der neuen Umgebung nicht behaupten und ein primitives Überleben sichern konnten, starben jung und weit entfernt von ihrer Heimat. Jene von uns, die zur ersten amerikanischen Generation zählten, mussten einen Weg finden, die unsichtbare Welt, die von den Emigranten um unsere Kindheit herum errichtet

wurde, mit den festen Bedingungen der neuen Heimat in Übereinstimmung zu bringen.

Die Emigranten verwirrten die Götter, indem sie deren Fluch von sich ablenkten, sie mit krummen Straßen und falschen Namen irreführten. Anscheinend versuchen sie, ihre Sprösslinge ebenso zu verwirren, da sie sich, wie ich vermute, von ihnen, die sich ständig bemühen, die Dinge zu ordnen und das Unausprechliche beim Namen zu nennen, auf ähnliche Weise bedroht fühlen. Alle mir bekannten Chinesen verheimlichen ihren Namen; Neuankömmlinge nehmen einen neuen Namen an, wenn sich ihr Leben verändert, und schützen ihren richtigen, indem sie ihn verschweigen.

Ihr chinesischen Amerikaner, wenn ihr zu erkennen sucht, was an euch chinesisch ist: Wie unterscheidet ihr das, was kennzeichnend ist für die Kindheit, die Armut, den Wahn, eine Familie, eine Mutter, die euer Heranwachsen mit Geschichten begleitet, von dem, was chinesisch ist? Was ist chinesische Tradition – und was nur Kino?

Wenn ich erfahren will, wie meine Tante sich kleidete, ob herausfordernd oder unauffällig, müsste ich mit der Frage beginnen: »Erinnerst du dich an Vaters im Brunnen ertrunkene Schwester?« Und diese Frage kann ich nicht stellen. Meine Mutter hat mir ein für alle Mal das erzählt, was für mich von Nutzen ist. Dem wird sie nie mehr etwas hinzufügen, es sei denn, die Notwendigkeit – dieser Damm, der den Fluss ihres Lebens leitet – verlangt es. Sie legt lieber Gemüsebeete an als einen Rasen; sie bringt die absonderlich geformten Tomaten vom Feld mit nach

Hause und isst Speisen, die für die Götter übrig gelassen wurden.

Wann immer wir nutzlose Dinge taten, verbrauchten wir Energie; wir trieben alles auf die Spitze. Wir Kinder machten Freudensprünge wegen des schmelzenden Eises am Stiel, das unsere Eltern mitbrachten, wenn sie von der Arbeit heimkamen, und wegen der amerikanischen Filme am Neujahrstag – *Oh, You Beautiful Doll* mit Betty Grable im einen, *She Wore a Yellow Ribbon* mit John Wayne im nächsten Jahr. Die einzige Karussellfahrt bezahlten wir mit Schuldgefühlen; unser müder Vater zählte auf dem dunklen Heimweg das Wechselgeld.

Ehebruch ist eine Extravaganz. Konnten Menschen, die selbst Hühner hielten, deren Embryos und Köpfe als Delikatessen verspeisten und ihre Füße als Partyleckerbissen in Essig kochten, die nur den Harngrieß übrig ließen und sogar den Mageninhalt aßen – konnten solche Menschen eine verschwenderische Tante hervorbringen? Eine Frau zu sein, in Hungerzeiten eine Tochter zu haben, war doch bereits Verschwendung genug. Und eine einsame Romantikerin, die für Sex alles andere leichtsinnig aufgab, konnte meine Tante doch eigentlich nicht gewesen sein. Denn Frauen im alten China trafen keine Wahl. Irgendein Mann musste ihr befohlen haben, sich zu ihm zu legen und seine geheime Sünde zu sein. Ich würde gern wissen, ob er sich maskiert hatte, als er sich dem Überfall auf ihre Familie anschloss.

Vielleicht begegnete sie ihm auf dem Feld oder auf dem Berg, wo die Schwiegertöchter Brennholz sammelten. Oder er sah sie zuerst auf dem Marktplatz. Ein Frem-

der konnte er nicht gewesen sein, denn es gab im Dorf keinen einzigen Fremden. Sie musste auch in anderer Hinsicht mit ihm zu tun gehabt haben als nur durch Sex. Vielleicht beackerte er ein benachbartes Feld oder verkaufte ihr den Stoff für das Kleid, das sie sich nähte und dann trug. Sein Verlangen muss sie überrascht und dann in Schrecken versetzt haben. Sie gehorchte ihm; sie tat stets, was man ihr sagte.

Als die Familie einen jungen Mann aus dem Nachbardorf zum Ehemann für sie erkor, stand sie gefügig neben dem eitlen Gockel, seinem Stellvertreter, und versprach, ehe sie sich kennenlernten, auf ewig die Seine zu werden. Sie konnte von Glück reden, dass er in ihrem Alter war und sie seine erste Frau sein sollte, ein gesicherter Vorteil. An jenem Abend, an dem sie ihn zum ersten Mal sah, hatte er Geschlechtsverkehr mit ihr. Dann ging er nach Amerika. Sie hatte beinahe vergessen, wie er aussah. Wenn sie ihn sich vorzustellen versuchte, sah sie nur das schwarzweiße Gesicht auf dem Gruppenfoto, das die Männer vor ihrer Abreise hatten machen lassen.

Der andere Mann unterschied sich im Großen und Ganzen nicht sonderlich von ihrem Ehemann. Beide erteilten ihr Befehle – sie gehorchte. »Wenn du es deiner Familie sagst, bekommst du Prügel von mir. Ich werde dich umbringen. Komm nächste Woche wieder her.« Über Sex sprach man nicht, niemals. Und meine Tante hätte die Vergewaltigungen womöglich von ihrem sonstigen Leben trennen können, wenn sie nicht ihr Öl von ihm hätte kaufen oder im selben Wald hätte Holz sammeln müssen. Ich wünschte, ihre Angst hätte nur so lange gedauert wie

die Vergewaltigung, sodass sie sich in Grenzen halten ließ. Keine bleibende Angst. Doch Frauen gingen beim Sex das Risiko der Schwangerschaft und somit lebenslänglicher Folgen ein. Die Angst hörte nicht auf, sie war allgegenwärtig. »Ich glaube, ich bin schwanger«, sagte sie zu dem Mann. Er organisierte den Überfall auf sie.

Abends, wenn meine Eltern über ihr Leben in der Heimat sprachen, erwähnten sie zuweilen einen »Ausgestoßentisch«, dessen Bedeutung sie mit gedämpfter Stimme auch da noch zu diskutieren schienen. Zwar pflegte man, da Lebensmittel kostbar waren, Mahlzeiten zu teilen, aber die älteren, über Macht verfügenden Mitglieder zwangen Missetäter, allein zu essen. Statt ihnen ein eigenes, neues Leben zu ermöglichen – wie bei den Japanern, wo man in so einem Fall Samurai oder Geisha werden konnte –, hielten die chinesischen Familien mit abgewandtem Gesicht, aber finsternen Seitenblicken an den Sündern fest und setzten ihnen ihre Reste vor. Meine Tante muss im selben Haus wie meine Eltern gelebt und an einem Ausgestoßentisch gegessen haben. Meine Mutter sprach von dem Überfall, als habe sie ihn miterlebt, obwohl sie und meine Tante, die Schwiegertochter eines anderen Haushalts, gar nicht hätten zusammenleben dürfen. Schwiegertöchter lebten für gewöhnlich bei den Eltern ihrer Männer und nicht bei den eigenen; ein chinesisches Synonym für Heirat lautet »eine Schwiegertochter nehmen«. Den Eltern ihres Mannes hätte es zugestanden, meine Tante zu verkaufen, zu verpfänden, zu steinigen. Aber sie hatten sie zu ihren eigenen Eltern zurückgeschickt, ein rätselhafter Entschluss, der auf

Schandtatn hindeutete, die mir vorenthalten wurden. Vielleicht hatten sie sie hinausgeworfen, um die Rächer abzulenken.

Sie war die einzige Tochter; ihre vier Brüder gingen mit ihrem Vater, ihrem Mann und ihren Onkeln »hinaus in die weite Welt« und wurden einige Jahre lang Westmänner. Als der Besitz der Familie aufgeteilt wurde, nahmen drei der Brüder Land, während der jüngste, mein Vater, eine Ausbildung wählte. Nachdem meine Großeltern ihre Tochter der Familie ihres Mannes übergeben hatten, hatten sie allen Spekulationen und allem Besitz entsagt. Sie erwarteten von ihr, dass sie allein die Tradition aufrechterhalten würde, die ihre Brüder, nunmehr unter den Barbaren, vernachlässigen konnten, ohne dass es bemerkt wurde. Den traditionsverhafteten Frauen fiel es zu, die Vergangenheit vor der Flut des Neuen zu bewahren, die Heimkehr zu sichern. Unsere Familie jedoch war vom Drang nach Westen beseelt, und so überschritt meine Tante Grenzen, die nirgendwo verzeichnet waren.

Die Pflicht des Bewahrens verlangt danach, die Gefühle, die einen im Innersten bewegen, nicht in die Tat umzusetzen. Man lässt sie dahinwelken wie Kirschblüten. Vielleicht aber ließ meine Tante, meine Vorläuferin, in einem langweiligen Leben gefangen, Träume wachsen, die wieder verblassten, und hielt sich, nachdem Monate oder Jahre vergangen waren, an das, was die Zeit überdauert hatte. Angst vor der Ungeheuerlichkeit des Verbotenen hielt ihre Sehnsüchte klein, drahtig und knochig. Sie sah einen Mann an, weil es ihr gefiel, wie er sich die Haare hinter die Ohren strich, oder weil es ihr die gekrümmte

Silhouette seines langen Oberkörpers angetan hatte. Für freundliche Augen oder eine sanfte Stimme oder einen gemächlichen Gang – mehr nicht –, für ein paar Haare, eine Linie, ein Strahlen, ein Geräusch, für einen Schritt gab sie ihre Familie auf. Sie opferte uns um einer Verzauberung willen, die vor lauter Müdigkeit dahinschwand, um eines Zopfes wegen, der nicht mehr schwang, sobald der Wind erstarb. Ja, die falsche Beleuchtung konnte das Teuerste an ihm zum Verschwinden bringen.

Es konnte aber durchaus auch so gewesen sein, dass meiner Tante die subtilen Freuden eines Mannes nicht genügten, dass sie eine zügellose Frau war, die ausgelassene Gesellschaft liebte. Diese Vorstellung vom freien Sex aber passt einfach nicht zu ihr. Ich kenne keine solchen Frauen, und auch solche Männer kenne ich nicht. Wenn ich ihr Leben nicht in das meine münden sehe, kann sie mir keine Ahnenhilfe bieten.

Um sich ihre Verliebtheit zu bewahren, verbrachte sie viel Zeit vor dem Spiegel, probierte Farben und Formen aus, die ihm gefallen mochten, veränderte sie in regelmäßigen Abständen, bis sie die richtige Zusammenstellung fand. Sie wollte, dass er sich nach ihr umdrehte.

Auf einem Bauernhof nahe der See geriet eine Frau, die Wert auf ihr Äußeres legte, schnell in den Verruf, exzentrisch zu sein. Die verheirateten Frauen trugen die Haare auf Ohrenhöhe kurz geschnitten oder zu einem straffen Knoten geschlungen. Praktisch und nüchtern. Keine dieser beiden Frisuren konnte vom Wind aufreizend zerzaust werden. Und das letzte Mal, dass sie sich mit langem Haar zeigen konnten, war bei ihrer Hochzeit.

»Es reichte mir bis an die Kniekehlen«, erzählt mir meine Mutter immer. »Obwohl es geflochten war, reichte es mir bis an die Kniekehlen.«

Vor dem Spiegel frisierte sich meine Tante Individualität in den Bubikopf. Einen Knoten konnte man so schlingen, dass sich schwarze Haarsträhnen lösten und im Wind wehten oder locker das Gesicht umrahmten, doch in unserem Fotoalbum tragen nur die älteren Frauen Knoten. Sie bürstete sich die Haare aus der Stirn und schob lose Strähnen hinter die Ohren. Sie knotete einen Faden zur Schlinge, nahm diese zwischen Zeigefinger und Daumen beider Hände und zog den Doppelfaden über ihre Stirn. Wenn sie die Finger schloss, als wolle sie zwei Schattenspielgänse zubeißen lassen, drehte sich der Faden zusammen und erfasste die kleinen Härchen. Dann zog sie den Faden mit einem Ruck von der Haut und riss sich dabei die Härchen aus, sodass ihr die Augen vor Schmerz nass wurden. Sie spreizte die Finger, reinigte den Faden und zog ihn sodann am Haaransatz und an der Oberkante der Brauen entlang. Dasselbe tat meine Mutter bei mir, bei meinen Schwestern und bei sich selbst. Bei dem Ausdruck »an den Haaren herbeigezogen« musste ich immer an einen Gefangenen denken, den eine Enthaarungsschnur festhält. Besonders weh tat es an den Schläfen, doch meine Mutter behauptete, wir könnten von Glück sagen, dass man uns nicht mit sieben Jahren die Füße abgebunden habe. Schwestern hätten weinend zusammen auf dem Bett gesessen, erzählte sie, während ihre Mütter oder die Sklavinnen jeden Abend die Bandagen für einige Minuten entfernten, damit das Blut wieder in die Adern schoss.

Ich hoffe, der Mann, den meine Tante liebte, wusste eine glatte Stirn zu schätzen, und war nicht nur ein Brust-und-Po-Fanatiker.

Einmal entdeckte meine Tante eine Sommersprosse an ihrem Kinn – an einer Stelle, die sie, wie der Almanach erklärte, zum Unglück prädestinierte. Sie brannte sie mit einer heißen Nadel aus und wusch die Wunde mit Wasserstoffperoxid.

Mehr Pflege ihres Äußeren als dieses Haarauszupfen und Hautfleckenentfernen hätte bei den Dorfbewohnern nur Klatsch ausgelöst. Sie besaßen Arbeitskleidung und Kleider für Festtage, und die guten Kleider trugen sie zur Feier der neuen Jahreszeiten. Eine Frau, die sich die Haare frisierete, beschwor demnach Neuerungen herauf, und so fand meine Tante nur selten Gelegenheit, sich schönzumachen. Die Frauen sahen aus wie große Uferschnecken: Die Säuglinge, Reisig- und Wäschebündel, die sie trugen, waren die Häuser auf ihren Rücken. Die Chinesen hegten keine Bewunderung für einen gebeugten Rücken; Göttinnen und Krieger standen aufrecht. Und so muss es eine wundersame Freisetzung von Schönheit gewesen sein, wenn eine Arbeiterin sich ihrer Last entledigte, sich reckte und streckte.

Solch alltägliche Schönheit war meiner Tante jedoch nicht genug. Sie träumte von einem Liebhaber für die fünfzehn Neujahrstage, für jene Zeit, in der die Familien sich gegenseitig Besuche abstatteten, Geld und Lebensmittel tauschten. Sie benutzte ihren geheimen Kamm. Und brachte damit selbstverständlich Fluch über das Jahr, die Familie, das Dorf und sich selbst.

Selbst als ihr Haar bereits ihren zukünftigen Liebhaber anlockte, zog sie noch die Blicke vieler anderer Männer auf sich. Auch die Onkel, Vettern und Brüder hätten ihr nachgeblickt, wären sie inzwischen wieder nach Hause gekommen. Vielleicht hatten sie ihre Neugier bereits zügeln müssen und waren davongezogen, voll Angst, ihre Blicke würden, wie ein Feld nistender Vögel, aufgescheucht und eingefangen. Armut tat weh, und das war sicherlich der Hauptgrund für ihre Reise. Ein anderer, letzter Anlass dafür, dass sie das enge Haus verließen, blieb jedoch ungesagt.

Sie mag mehr als andere Kinder geliebt worden sein, die kostbare einzige Tochter, verwöhnt und eitel durch die Zuneigung, die ihr die Familie in reichem Maße entgegenbrachte. Als ihr Mann China verließ, ergriffen ihre Eltern daher freudig die Gelegenheit, sie von den Schwiegereltern zurückzuholen; so konnte sie noch eine Weile länger als kleine Tochter bei ihnen leben. Es kursieren Gerüchte, mein Großvater sei anders gewesen als die anderen, »verrückt seit damals, als der kleine Japs ihn am Kopf bajonettierte«. Lachend habe er seinen entblößten Penis auf den Esstisch zu legen gepflegt. Und eines Tages habe er ein Baby mit nach Hause gebracht, ein kleines Mädchen, in eine braune Cowboy-Joppe eingewickelt. Er hatte es gegen einen seiner Söhne, vermutlich meinen Vater, den jüngsten, eingetauscht. Meine Großmutter habe ihn gezwungen, den Tausch rückgängig zu machen. Und als er endlich eine eigene Tochter bekommen habe, sei er völlig vernarrt in sie gewesen. Alle müssen sie geliebt haben, ausgenommen vielleicht mein Vater, der einzige Bruder,

der niemals nach China zurückkehrte, war er doch einst gegen ein Mädchen eingetauscht worden.

Brüder und Schwestern, sobald sie zu Männern und Frauen geworden waren, mussten ihre Geschlechtsmerkmale verbergen und eine nichtssagende Miene aufsetzen. Lockende Haare und Augen, ein außergewöhnliches Lächeln bedrohten wie nichts anderes das Ideal von fünf Generationen, die unter einem Dach zusammenlebten. Um Uneindeutigkeiten zu vermeiden, schrien die Menschen, wenn sie sich gegenüberstanden und brüllten von einem Zimmer zum anderen. Alle Einwanderer, die ich kenne, haben laute Stimmen, die selbst nach Jahren fern der Heimat, wo man sich über die Felder hinweg Grüße zugerufen hatte, noch nicht auf die amerikanische Lautstärke eingepegelt sind. Es ist mir nie gelungen, das Geschrei meiner Mutter in öffentlichen Bibliotheken oder am Telefon zu dämpfen. Indem ich aufrecht ging (Knie durchgedrückt, Zehen geradeaus, statt auf chinesische Art einwärts gerichtet) und mit fast unhörbarer Stimme sprach, versuchte ich, zur Amerikanerin zu werden. Die Kommunikation der Chinesen hingegen fand laut, öffentlich statt. Nur Kranke mussten flüstern. Am Esstisch aber, wo sich die Familienmitglieder am nächsten kamen, durfte niemand sprechen, weder die Ausgestoßenen noch die Speisenden. Jedes Wort, das dort aus dem Mund fällt, ist eine verlorene Münze. Schweigend gaben und nahmen sie die Speisen mit beiden Händen. Ein zerstreutes Kind, das seine Schale mit einer Hand hielt, wurde mahnend angesehen. Einen Augenblick absoluter Aufmerksamkeit sind alle gleichermaßen schuldig. Kinder und

Liebende bilden hier keine Ausnahme, doch meine Tante folgte einer geheimen Stimme, einer ganz privaten Zuwendung.

Sie behielt den Namen des Mannes während der gesamten Zeit ihrer Wehen und ihres Sterbens für sich; sie klagte ihn nicht an, auf dass er zusammen mit ihr bestraft werde. Um den Namen des Kindsvaters zu schützen, gebar sie stumm.

Er mag Mitglied ihres eigenen Haushalts gewesen sein, doch Geschlechtsverkehr mit einem Mann außerhalb der Familie wäre nicht weniger empörend gewesen. Alle Dorfbewohner waren miteinander verwandt, und die mit lauten Bauernstimmen gerufenen Verwandtschaftsgrade ließen diese Familienbände niemals in Vergessenheit geraten. Jeder Mann in der näheren Umgebung wäre als Liebhaber neutralisiert worden: »Bruder«, »jüngerer Bruder«, »älterer Bruder« – hundertfünfzehn verwandtschaftliche Bezeichnungen. Eltern studierten die Geburtstabellen nicht so sehr im Hinblick auf Glück verheißende Konstellationen als vielmehr, um in einer lediglich einhundert verschiedene Nachnamen aufweisenden Bevölkerung Inzest zu vermeiden. Wo jeder Einzelne acht Millionen Verwandte hat. Wie sinnlos also sexuelle Eigenwilligkeit, und wie gefährlich!

Wie aus einem Atavismus heraus, der tiefer saß als die Angst, pflegte ich im Stillen, den Namen der Jungen das Wort »Bruder« hinzuzufügen. Das entzauberte die Jungen, die mich zum Tanz aufforderten oder auch nicht, und machte sie weniger beunruhigend, vielmehr vertraut und meiner Freundschaft so würdig wie die Mädchen.

Doch damit legte ich mich natürlich selbst in Ketten: keine Verabredungen. Ich hätte aufstehen, beide Arme schwenken und durch die ganze Bibliothek rufen sollen: »Hey, du! Lieb mich doch auch!« Aber ich hatte keine Ahnung, wie man seine Attraktivität herausstellt, wie man die Richtung der Gefühle lenkt und in welchem Ausmaß. Wenn ich mich amerikanisch hübsch machte, damit die fünf bis sechs chinesischen Jungen meiner Klasse sich in mich verliebten, würden es auch alle anderen tun – Weiße, Schwarze und Japaner. Schwesterlichkeit, würdevoll und höchst ehrbar, war also weitaus vernünftiger.

Sexuelle Anziehungskraft entzieht sich so hartnäckig der Kontrolle, dass ganze Gesellschaften, dazu bestimmt, die Beziehungen der Menschen zueinander zu organisieren, die Ordnung nicht wahren können, nicht einmal, wenn sie die Menschen von Kindheit an zusammen aufwachsen lassen. Bei den ganz Armen wie bei den Reichen heirateten Brüder, wie Tauben, ihre Adoptivschwestern. Unsere Familie duldete sogar ein bisschen Romantik, bezahlte den Preis für erwachsene Bräute und gab Mitgift, damit die Söhne und Töchter Fremde heiraten konnten. Die Ehe verspricht, Fremde in freundlich gesonnene Verwandte zu verwandeln – ein Volk von Geschwistern.

In der dörflichen Struktur blitzten immer wieder Geister zwischen den Lebenden auf, im Zaum und Gleichgewicht gehalten von Zeit und Land. Doch durch einen einzigen Menschen, der in Gewalttätigkeit ausbrach, konnte sich ein schwarzes Loch auftun, ein Mahlstrom, der den Himmel einsog. Die verängstigten Dorfbewohner, die sich aufeinander verlassen mussten, wollten sie an der Real-

tät festhalten, gingen zu meiner Tante, um ihr persönlich, physisch den Bruch zu vermitteln, den sie in der »Rundheit« verursacht hatte. Falsche Paarungen zerrissen das Band der Zukunft, das durch legale Nachkommen verkörpert wurde. Die Dorfbewohner bestrafte sie dafür, dass sie geglaubt hatte, sie könne ein eigenes Leben führen, heimlich und abseits von der Dorfgemeinschaft.

Hätte meine Tante die Familie zu einer Zeit reicher Ernte und des Friedens hintergangen, zu einer Zeit, da viele Söhne geboren und an viele Häuser neue Flügel angebaut wurden, wäre sie dieser schweren Strafe womöglich entgangen. Aber die Männer – hungrig, gierig, des Beckerns der ausgedörrten Erde müde – hatten das Dorf verlassen müssen, um Essensgeld heimsenden zu können. Es gab Geisterplagen, Banditenplagen, Kriege mit den Japanern, Hochwasser. Mein chinesischer Bruder, meine chinesische Schwester waren an einer unbekannt Krankheit gestorben. Ehebruch, in guten Zeiten allenfalls ein Fehltritt, wurde zum Verbrechen, sobald das Dorf Hunger litt.

Runde Mondkuchen, runde Türöffnungen, die runden Tische verschiedenster Größe, eine Rundheit, die in die andere passte, runde Fenster und runde Reisschalen – diese Talismane hatten ihre Kraft verloren, die Familie an das Gesetz zu mahnen: Eine Familie muss vollständig sein, getreu die Generationslinie einhalten, das heißt Söhne haben, die die Alten und die Toten nähren, die wiederum für die Familie sorgen. Die Dorfbewohner kamen, um meiner Tante und ihrem heimlichen Liebhaber ein zerrüttetes Haus vor Augen zu führen. Sie beschleunigten den Kreis-

Erste Auflage Berlin 2025
Copyright der deutschen Ausgabe
© 2025 MSB Matthes & Seitz Berlin
Verlagsgesellschaft mbH
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland
info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe: *The woman warrior*
© 1975, 1976 Maxine Hong Kingston

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere
die Nutzung des Werkes für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Marion Wörle, Berlin
Layout und Satz: Monika Grucza-Nápoles, Cartagena
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7518-0945-0
www.matthes-seitz-berlin.de